



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schnorr v. Carolsfeld, Franz: Zur Geschichte der politischen Literatur
Deutschlands 1806-1808.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806 — 1808.

Von Franz Schnorr v. Carolsfeld.

Obgleich die Geschichtschreibung längst der Periode der deutschen Freiheitskriege sich bemächtigt und eine Reihe von ihrer Aufgabe würdigen Leistungen hervorgebracht hat, so fehlt es doch noch an einer häuslichen Geschichte der Zeit der Aufrichtung und des Sturzes der französischen Herrschaft, an einer Darstellung, in welcher weniger die Ereignisse der großen Politik und die kriegerischen Schicksale der Nation an sich, als die Art, wie sich dieselben in den Gemüthern abspiegeln, ins Auge gefaßt sind. Eine solche Darstellung ist aber unentbehrlich, um die ganze Tiefe des Verfalls unsers Volkes zu ermessen, die Gefahren seiner Lage mit Lebhaftigkeit zur Anschauung zu bringen und die Anstrengungen der Erhebung richtig zu würdigen.

In einer Zeit, wo unsere Nation ihren letzten Schutz in der Bewahrung und Hochhaltung der allgemein menschlichen Tugenden besaß, wo jeder Einzelne in seinem Kreise durch Erhaltung der Achtung vor sich selbst und seinen eigenen Bestrebungen dem Vaterlande einen Dienst erwies, hatte das Wort des Schriftstellers einen höheren Beruf als je zuvor. Aber politische Verblendung und tyrannische Gewalt vereinigten sich, um die Zahl derer, welche diesen Beruf erfaßten, zu einer kleinen zu machen.

Männer, die mit der Festigkeit einer geschlossenen Partei der Herrschaft der Franzosen entgegenstanden, durfte man nur innerhalb des preussischen Staates suchen. Helfer gab es genug. In der Zahl der Gleichgültigen befanden sich Solche, deren Resignation einer Niederlage der deutschen Sache gleichkam. Der große Vertreter der für die Förderung des Gefühls von deutscher Einheit bereits so wichtig gewordenen classischen Literatur, Goethe, dieser echteste Sohn des Vaterlandes, der durch seine Werke die Stellung der deutschen Nation im Leben und dereinst bei der Nachwelt neu begründen und befestigen half, verdamnte sich selbst zu gelassenem Dulden. Ihn dünkte die Zeit der Art, daß er (wie er an Fr. Perthes schrieb, als dieser ihn zu Beiträgen für sein „Vaterländisches Museum“ aufforderte) „sie immer gern eine Weile vorüberließ, um zu ihr oder von ihr zu sprechen.“ Johannes von Müller, der noch zu Anfang des Jahres 1806 öffentlich geäußert hatte (in seiner Selbstbiographie in S. M. Lowes Bildnissen jetztlebender Berliner Gelehrten), seine Kraft werde dem Ruhm und Glück des preussischen Staates und seiner großen Zwecke in dem ihm noch übrigen Leben gewidmet sein, schrieb am 18. December an C. A. Böttiger: „Man muß sich gleichsam umdenken, es mag wie jede Umwandlung schwer sein, doch geht's, wenn man es

mutzig will.“ Am 29. Januar 1807 hielt er in der Berliner Akademie der Wissenschaften die von Goethe übersehte französische Gedächtnisrede auf Friedrich den Großen, in welcher zwar „jedes Wörtchen abgewogen“ war, um „die Scylla und Charybdis“ des Beleidigens der siegreichen oder der unterlegenen Partei zu vermeiden, die aber doch von deutscher Seite einen wahren Sturm gegen ihn hervorrief. Er ließ sich sogar durch den „Willen deß, der nie unkräftig will,“ (Müller an Böttiger, Cassel, 16. Febr. 1808) nöthigen, im Dienste des Königreichs Westphalen Ehren anzunehmen, die er „mit Scheu und Gram“ antrat und mit bitteren Leiden und einem beschleunigten Tod bezahlte.

Während das Verhalten der beiden Genannten wegen ihrer Stellung innerhalb des deutschen Volks Erwähnung verdiente, sind Andere nur wegen ihres Verhaltens unter dem Einflusse der „neuen Ordnung der Dinge“ merkwürdig.

Der Graf Benzel-Sternau, eine Zeit lang Minister des Großherzogs von Frankfurt, der am 13. April 1806 (an Böttiger) geschrieben hatte: „Fest bei der guten Sache auszuhalten, mit der That des Geistes fortzuwirken, wo die That des gewöhnlichen Lebens nicht zugelassen wird, die wahre innere Freiheit in sich, somit auch für andere zu erhalten, das ist etwas, was keiner Politik unterliegt und von dem, der Achtung für sich selbst behalten will, auch keiner Politik unterworfen werden darf,“ versafte nachstehende Dithyramben (in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Jason“, 1808. Bd. 1, S. 363), die wir als Gesinnungs- und zugleich als Stilprobe mittheilen: „Hätte das in seinen ergrauten Formen so tief gesunkne, in dem Endverfall dieser Formreste so öd verwaiste Deutschland dem Genius Napoleons auch nur die neue Sanction der Stände-Verfassung, die Rettung und Verjüngung der heiligen Eiche, an die so manche einheimische, juristisch-unpublicistische, beschränkt-theoretische, menschen-unkundige und willkür-lüsterne Aextler ihre Beilschärfen setzten, hätte ihm Deutschland nur die neu ausgestattete Erhaltung dieses Kleinods in diesem Augenblicke, die Gabe eines rein königlichen und menschenkennend- und liebend bestimmten Monarchen-Systems auf dem geseklich gegründeten Throne, das kräftige Wirken desselben in der selbstbegrenzten, auf feierlicher Genehmigung des bürgerlichen Gesellschafts-Vertrags gegründeten Bahn zur Wiederbelebung des frei sich entwickelnden, constitutionel beseelten, dem höhern Staatszwecke zustrebenden Geistes zu danken, wahrlich! schon diese Gaben wären unsterblich, wie der Dank für solche es sein muß, und die Thräne über vorübergehendes Leiden entweiche dem Auge des Bessern, Weisern, Stärkern bei dem Blick auf den Segen der Zukunft.“ Ueber Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ urtheilte derselbe folgendermaßen (1809. Bd. 1, S. 420): „Wenn der Mensch seiner Wiege entwächst, so

blickt er sie mit freundlichem Blicke der Dankbarkeit an, weint nicht um die verengte Wohnstätte und wünscht sich die Kindlichkeit nicht zurück, um sie nicht verlassen zu dürfen. Ebenso Nationen. Auch im philosophischen Gewande sollte ihnen kein zusammenziehender Gesichtspunkt einer ausschließlichen, engbrüstigen Kleinlichkeit aufgedrungen werden, der, Patriotismus fehlgetauft, schon lange Deutschlands Gauen im politischen Kindesalter zurückhielt und seiner eigentlichen Gestalt und Wesenheit nach in den geistlichen Staaten und Reichsstädten am genauesten zu ersehen war. Auch philosophisch geschmückt sollte keine Hand die Anzeichen und Mittel des Aufschwungs zum Höheren, Vollendeten mit Bedenklichkeiten umgarnen und durch Schrecken entwürdigen: beide verschwinden vor der ernstern, verdeutlichenden Prüfung. Der hieraus entstehende, der in diesen Reden gepredigte philosophische Quietismus würde nicht nur jede Anlage zur Nationalität, sondern zur wahren menschlichen Veredlung entnerven, und die Philosophie, die etwas ähnliches unternehmen wollte, träte gegen das von ihr mißhandelte Volk auf, wie einst Cybele gegen Alys oder der Mönchsgeist gegen den Bürgerfinn.“

Hegel sagte nach der Schlacht bei Jena: „Wie ich schon früher that, so wünschen nun Alle der französischen Armee Glück“ und in der Bambergischen Zeitung, die er eine Zeitlang herausgab, spottete er über „nordgermanischen Patriotismus.“ Heinrich Dietrich von Bülow, der Bruder Bülows von Dennewitz, verfaßte eine Schrift: „Der Feldzug von 1805“, die man wenigstens so auffaßte, als schildere sie die Nothwendigkeit und Liebeshwürdigkeit der Universalmonarchie. Karl Grattenauer äußerte in seiner Vorlesung „über die Sagacität als herrschendes Princip der Zeit“ (Glogau, 1808): „Im feurigen Busch seiner Thaten sehen wir in Napoleon die unmittelbare Erscheinung Gottes; wer nicht den Unsichtbaren erkennt in ihm, der erkennt ihn nie.“ „Gott ist, denn er ist, und Gott ist in ihm.“ Die Universität Leipzig endlich versetzte auf Betrieb des Oberhofgerichts-Assessor Erhard, allerdings, wie es scheint, ohne legalen Corporationsbeschluß, den Namen Napoleons in die Sterne und erfand ein Napoleons-Gestirn.

Der Particularismus trieb in dieser Zeit, die ja, wie sie der Anfang der Erhebung ist, so auch die Grenze des tiefsten politischen Verfalls der deutschen Nation bezeichnet, seine giftigsten Blüthen. Unter den Fürsten der kleinen Staaten gab es wenige, die auch nur durch ihren Privatcharakter hervorragten. Dalberg ernannte als Kurfürst Erzkanzler noch vor Errichtung des Rheinbundes unter grober Rechtsverletzung den Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor und Nachfolger. Der König Friedrich von Württemberg erließ trotz Artikel 31 der Rheinbundsacte an alle mediatisirten Fürsten und Grafen seines

Reichs unter Strafandrohung den Befehl, da es vor allen Unterthanen diesen zieme, Sr. Königl. Majestät ihre Devotion selbst persönlich zu bezeigen, alljährlich wenigstens drei Monate in der Residenzstadt ihren Aufenthalt zu nehmen. Und noch im October 1813 erhielt der Landvogt von Jasmund, als er in einem Schreiben an den König seine Freude über den ihm gewordenen Auftrag, mit dem General Fresnel wegen Zutrittes zu den Allirten zu verhandeln, geäußert hatte, zur Antwort: Se. K. Maj. fordere von Ihren Dienern nur Interesse für ihren König und sein Reich und jedes allgemeine Interesse enthalte eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements (s. Hagen in Raumers histor. Taschenb. N. F. Bd. 7. S. 616 flg. Anmerk.). Der Herzog August von Gotha, der sich bemühte den großherzoglichen Titel zu erlangen (s. Friedrich von Müller, Erinnerungen. Braunschw. 1851. S. 177), „führte einen höchst lebhaften Briefwechsel nach Paris, bisweilen mit höchst unbedeutenden Leuten und über höchst unbedeutende Gegenstände, an Mr. Michalon über Perücken, an Mr. Kreusler über Kleider; Alles mit einem Aufwande von Wiß und Wendungen, der der Würde eines deutschen Fürsten wenig angemessen war“ (Fr. Jacobs, Personalien S. 76). Solchen Fürsten stand gegenüber nur Karl August von Weimar, der gegen den klaren Willen Napoleons eine persönliche Begegnung mit ihm fortdauernd vermied und den Muth hatte, seine preussischen Waffengefährten, die nachmaligen Generale von Müffling und von Ende in seine Dienste zu nehmen, und der damalige Kronprinz von Baiern, der zur Zeit der deutschen Schande ein Denkmal deutschen Ruhmes in der Walhalla begründete.

Schon vor der Schlacht bei Jena hatten sich nord- und süddeutsche Journalisten darüber gestritten, wo „Kopf und Herz Deutschlands“ zu suchen sei, ob im Norden oder im Süden. Im Tübinger Morgenblatt (1807, Nr. 231) erschien ein Bericht über Berlin, der mit den Worten anfängt: „Was muß Berlin für eine herrliche Stadt sein! dachte ich, als ich durch das Caudinische Joch fuhr, das die Grenze zwischen Sachsen und Preußen bezeichnet.“ In München gab es eine Partei, in deren Geschichte auch das Verbrechen eine Stelle hat. Ich erinnere an den Mordanschlag auf Friedrich Thiersch (28. Febr. 1811). Ch. von Arétin, der Verfasser der berühmten Schrift: „die Pläne Napoleons und seiner Gegner in Deutschland und Oestreich,“ das Haupt jener bajawarischen Partei, die den celtischen Ursprung des bairischen Volkes zu beweisen sich bemühte, äußerte (Litteratur der Staatsgesch. von Baiern. Heft 1. München, 1810, S. 12, Anm.): „Die Norddeutschen (mit wenigen Ausnahmen) verachten und hassen die Süddeutschen, glauben sich weit vor ihnen voraus und werden nie den herzlichen, unbefangenen Sinn derselben zu fassen oder zu schätzen wissen. Wenn es ihnen gelingt (wovor Gott sei), unsre üppige Lebensfülle mit ihrer nördlichen Kälte und Steifheit

Grenzboten II. 1871.

zu erstickten, so ist unser Vaterland unwiederbringlich zu Grunde gerichtet.“ Schlimmere Aeußerungen desselben Fanatismus können in den „Personalien“ von Friedrich Jacobs (S. 378 ffl. 404) nachgelesen werden. Auch Destreich fand in den Augen solcher Männer begreiflicher Weise keine Gnade, wie es denn in den „Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungs-Systems“ (Heft 1. 1809. S. 25) heißt: „Mag es auch unter uns einige gegeben haben, welche von Destreichs Siegen die Rückkehr eines ihrem Stolze und Eigennutze schmeichelnden Systems hofften oder andere, die durch einseitige Stuben-Ideen erwärmt in den Slaven der österreichischen Armee die Vertheidiger einer erträumten Deutschheit mit Freuden erblickten, ihre Anzahl war unbedeutend und ihr Streben, auf die allgemeine Stimmung zu wirken, ohne Folge.“

Auch der Gegensatz zwischen Destreich und Preußen ruhte nicht. Als Destreich im Jahre 1807 Wiene machte, sich an die Spitze der deutschen Idee zu stellen, fanden sich im nördlichen Deutschland nur wenige, die dieser Hülfe ihre Hoffnung zuwandten. Henrik Steffens (Was ich erlebte, Bd. 6. S. 174) war überzeugt, daß „die ganze Zukunft Deutschlands eine schiefe Richtung erhielt, wenn sie vorbereitet wurde durch einen Staat, dessen italienische, magharische und slavische Elemente eine in diese seltsame Verbindung hereingezogene deutsche Nationalität enthielten.“ Vereinzelt waren Männer, wie Leo Seckendorf und Jakob Salomo Bartholdy, die an dem Kampfe Destreichs thätigen Antheil nahmen. Die Schlacht bei Jena trug aber auch wenig dazu bei, den Gegensatz zwischen Preußen und dem übrigen nördlichen Deutschland zu vermindern. Die Bewohner von Münster, vorzüglich der Adel, jubelten den Franzosen als den Befreiern von preußischer Herrschaft zu. Hannover war das Object der unglücklichsten Mißgriffe der preußischen Politik gewesen.

Wenn wir alle Erscheinungen der deutschen Erniedrigung in's Auge fassen, wenn wir die thatsächlichen Schwierigkeiten der Befreiung erkennen, wie hoch erhebt sich dann das Verdienst der Wenigen, die hoffnungsvoll in Mitten der Verzweiflung, voll edler Liebe und edlen Hasses in Mitte eines Geistes liebloser Gemeinheit und knechtischer Unterwerfung die Flamme der Begeisterung nährten. Der stolze Titel, den die Geschichte zu vergeben hat, ist der Name Reformator. Die Napoleonische Zeit hat keinen unter den Genossen so hervorragenden Mann hervorgebracht, der sich im Volksbewußtsein den Namen eines politischen Reformators erworben hätte. Aber in der Vielheit von Männern, welche sich in den Ruhm reformatorischer Wirksamkeit theilen, nehmen Fichte und Arndt eine hohe Stelle ein.

„Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung 1806.“

Diese Schrift, deren Name mit der Erinnerung an eine blutige Frevelthat der französischen Gewaltherrschaft, die Erschießung des Buchhändlers Palm (26. Aug. 1806) unvergessen geblieben ist und deren im Titel angegebener Hauptinhalt durch eben diese Gewaltthat eine so entsetzliche Bestätigung erhielt, zeichnet sich durch patriotische Gesinnung und ein klares politisches Urtheil aus. In seiner Anrede an den Leser spricht der Verfasser gegen die Ansicht, daß die damalige Zeit, in der der bairische und württembergische Fürst ihre Länder zu Königreichen erhoben hätten, eine besonders beglückte und hoffnungsvolle, die vorhandenen Leiden nur eine Entschädigung verheißende Thränensaat seien. Er gedenkt diejenigen, für welche er seine Schrift bestimmt hat, den friedlichen Bürger und Landmann, richtiger zu belehren, da man diesen „so gerne das Ziel verrücken und in genauer Ansicht ihres eigenen Zustandes sowohl als ihres Vaterlandes eine falsche Brille aufstecken möchte.“ Die Wahrheit verspricht er achten und auch seine Leidenschaften zügeln zu wollen, „obwohl ohne Rührung ein Deutscher die Erniedrigung seines Vaterlandes nicht einmal ansehen könne, viel weniger persönlich empfinden und öffentlich davon reden.“

Die Schrift selbst handelt in fünf Abschnitten über Frankreich, Oestreich, England, Preußen und Sachsen.

Im ersten Abschnitt entwirft der Verfasser das Bild Napoleons und seiner gegen Freund und Feind, gegen das Ausland und gegen Frankreich selbst bewiesenen Ehrsucht. Napoleon, der den einen Theil des Wortes wahr gemacht habe, mit dem er seinem Heere den Zug nach Deutschland ankündigte, seines Wortes: „mit meiner Rechten will ich den deutschen Kaiser demüthigen und mit der Linken England bändigen,“ habe mit dem deutschen Kaiser zugleich Deutschland tief erniedrigt und geschädigt, offen und thatsächlich, auch wenn man die Geschehnisse Oestreichs für getrennt hielte von denen Deutschlands, durch die von mehreren Reichsfürsten erlangte Anerkennung französischer Ueberlegenheit und durch die Mißhandlung, welche Baden, Württemberg und Baiern während und nach dem Kriege mit Oestreich von Heerführern und Soldaten widerfahren sei. Der Abschnitt über Oestreich schildert die Eifersucht, welche es gegen die Erfolge seiner Bundesgenossen an den Tag gelegt habe, seine auf Unkenntniß fremder Machtverhältnisse beruhende Ueberhebung und die den Staat lähmenden Folgen freiheits- und bildungs-feindlicher Handhabung der Censur. „Ein Staat, sagt der Verfasser (S. 68), dessen physische Kräfte nicht von moralischen aufgewogen und durch diese unterstützt werden, hat nicht die Hälfte der Hilfsmittel, die er zu seiner

Erhaltung und fortschreitenden Wohlfahrt bedarf.“ Die verhängnißvollen Fehler der österreichischen Politik der Jahre 1803—1805 werden darin zusammengefaßt, daß sie versäumte unter Beiseitesetzung alles kleinlichen Eigennuzes nach der Besetzung Hannovers Verbindungen mit den deutschen Höfen und Rußland anzuknüpfen und statt dessen gegen Baiern ihre alten Eroberungsgedanken aufs Neue hervorkehrte. Für England äußert der Verfasser volle Sympathie. Die Schwäche der Erben Friedrichs des Großen, welche die Zerstückelung des deutschen Reiches geduldet hätten, verurtheilt er dagegen auf das strengste. Indem sich Preußen seit dem Basler Frieden unthätig verhalten habe, habe es zugelassen, daß Frankreich die Uebermacht über das deutsche Reich erhielt, welche Oestreich von Friedrich genommen worden sei. Sachsens Lage wird zum Schluß besprochen, um zu zeigen, wie auch dasjenige Land, dessen Fürst mit den Grenzen seiner Herrschaft zufrieden allen Verwicklungen aus dem Wege gegangen sei, unter der allgemeinen Noth durch das Darniederliegen von Handel und Gewerbe leide.

Der Verfasser der Flugschrift ist weder zur Zeit der Fremdherrschaft von den französischen Behörden ermittelt worden, noch hat er sich selbst je öffentlich genannt. Der Verdacht der französischen Behörden war auf Grund einer falschen Denunciation eine Zeitlang gegen Johann Gottfried Pahl gerichtet (s. dessen Denkwürdigkeiten S. 301 ff.). Von deutscher Seite hat man sie Friedrich Genz, obwohl ihr einfacher Stil mit seiner Schreibweise wenig Aehnlichkeit hat, oder auch entschieden irrthümlicher Weise dem Grafen Julius von Soden zugeschrieben. Neuerdings hat man aber aus einer Notiz der „Allgemeinen Zeitung“ (1841. S. 21) und aus der Schrift von Friedrich Schultheis: J. Ph. Palm, Buchhändler in Nürnberg (Verlag des Nürnberger Kurier, 1860) erfahren, daß nach Mittheilungen von dem Sohne Palms und nach einem Zeugniß, das sich angeblich auf die eigene Aussage des Mannes gründete, Julius Konrad von Melin der Verfasser war. Er war nach Schultheis 1771 zu Wassertrüdingen geboren, wurde 1797 Kammerassessor zu Ansbach, später Professor am dortigen Gymnasium, 1808 Finanzrath, 1813 Oberfinanzrath zu München und starb 1826 in Edinburgh. (Forts. f.)

Exklusivität des bibliothekarischen Berufs.

Replik.

Meine Abhandlung über Mittel und Aufgaben der deutschen Universitätsbibliotheken, Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft, 1870, Heft II,